

Noch ein Weissbuch, diesmal richtig

Ein zorniger junger Mann hört die Alarmglocken läuten und schreibt ein Buch,¹ mit dem er die Schweiz aus ihrer Lethargie wecken, unserer Rentermentalität (S.27) ein Ende bereiten und den Aufbruch einleiten will: ein "Big Bang für die kleine Schweiz" (S. 83). Ein Sozialrevolutionär? Ein krypto-kommunistischer Utopist? Mitnichten.

Der junge Mann, Markus Schneider, verdient, mit seiner Lebenspartnerin, mit der er ein Haus besitzt, 160000.- netto, "noch keine Quelle zum Reichtum, aber eine schöne Summe" (S. 60) und findet den Steuerwettbewerb "eine grossartige Sache", weil sich damit "Kantone und Gemeinden [...] anstrengen [müssen], ihre Mittel sparsam auszugeben, damit sie ihren Einwohnern tiefe Tarife anbieten können" (S. 61). Trotzdem will er ihn abschaffen: denn er fühlt sich "ausgepresst durch die steigende Last der Abgaben" (S. 48) und sieht drohende Gefahren hier und dort: bei der Demographie, der Fiskalquote, den Gesundheits- und Invaliditätskosten, der Normendichte, die er mit der Dicke der Gesetzestexte gleichsetzt (S. 15), er meint, dass sich "Leistung wieder lohnen soll" (S.16), stört sich daran, dass die Tüchtigen, das sind die Besserverdienenden, bestraft werden (S. 42) und möchte, dass das Steuersystem "motivierend [sei] in einem volkswirtschaftlichen Sinn" (S. 77).

Wo er recht hat, hat er recht: Grenzsteuersätze von über 100% sind tatsächlich absurd, es ist anstössig, dass nur die Hälfte derjenigen, die Anspruch auf Sozialhilfe haben, diese auch wahrnehmen, das schweizerische Steuern- und Abgabensystem ist in der Tat unübersichtlich und unsozial, der schweizerische Subventionsdschungel skandalöser Klientismus.

Schneiders Lösung ist eine radikale Vereinfachung der Einkommenssteuer einerseits, andererseits die Altersstaffelung der Krankenkassenprämien, die Abschaffung der Landwirtschaftssubventionen und der Armee und im übrigen "Wachstum, Wachstum, Wachstum" (S. 23): eine schweizweite Flat Tax von 18% für alle, mit Steuergutschriften von 5000.- pro Erwachsenen ab einem Erwerbseinkommen von 25000.- (für Paare) und 15000.- (für Alleinstehende) und von 7500.- für Alleinerziehende ab 12000.- Erwerbseinkommen: Steuergutschriften, damit diejenigen "die heute Sozialhilfe beziehen, obwohl sie von der Definition her körperlich, geistig und psychisch erwerbsfähig wären, [...] unter Druck [kommen]" (S. 43), denn schliesslich soll die Steuergutschrift nur für die Leute gelten, "die ihren guten Willen zur Erwerbsfähigkeit beweisen" (S. 122); kein existenzsicherndes Mindesteinkommen, denn "der Kreis der Transferempfänger wäre zu gross, rund die Hälfte der Bevölkerung würde zu Negativsteuern-Bezügern", und "zudem avancierte die Schweiz zum internationalen Mekka für Kleinunternehmer, Kulturschaffende und andere Kleinverdiener" (S. 41). Und das will Markus Schneider nun ja wirklich nicht.

Schneider will vieles, und er will es sofort: damit sich endlich etwas ändert in der Schweiz. Natürlich sollte sich vieles ändern, da hat er ja recht: es braucht ein Mindesteinkommen von 2000.- pro Monat für alle (Ausländer, Rentner, Kinder inklusive), mit einer radikalen Vereinfachung der Sozialversicherungen und der Fürsorge, eine nationale, über Lohnprozente finanzierte Krankenkasse, staatlich bezahlte Landschaftsgärtner statt Bauern, die mit subventionierten Produkten die dritte Welt ausstechen. Es braucht ein Steuersystem, das keine Hausbesitzer-, Ehepaar-, Renovations- und Pensionskassen-Abzüge zulässt, das einfach, transparent und gerecht ist, und das das Geld bei denen holt, die tatsächlich davon profitieren. Und die Abschaffung der Armee ist nicht nur aus finanziellen Gründen erwünscht.

Aber es sind nicht Schneiders "Rezepte für den Sozialstaat Schweiz", die am meisten zu denken geben: es ist der Ton, in dem er sie vorträgt, die Diagnose, die er ihr vorausschickt, und die Annahmen, die er für gesichert nimmt.

¹ Markus Schneider, *Weissbuch 2004 - Rezepte für den Sozialstaat Schweiz*, Zürich: Weltwoche Verlag, 2003

Markus Schneider ist zornig; er sieht die Zeit gekommen, radikal über die Bücher zu gehen, das Bestehende umzukrempeln und zu tief einschneidenden, vielleicht gar unpopulären Massnahmen zu greifen. Damit ist er nicht alleine. Vielen geht es so, auch vielen, die 160000.- verdienen. Man darf sich also fragen warum. Sie fühlen sich unwohl, in der Zange zwischen denen, die Invalidenrenten für eine "Vollkasko-Versicherung durch den Staat" halten (S. 129), und den "wirklich Reichen" (S. 61), die so skrupellos sind, sich (steuertechnisch) rational zu verhalten, und "Zügeln mit Daniel Vasella", "Vorsorgen mit Percy Barnevik" und "Hauskaufen mit Jacqueline Fehr" (SS. 61, 64, 65). Sie sind zu anspruchsvoll, zu bequem und (in ihren Augen) auch zu ehrlich, um wirklich arm zu sein und Prämienverbilligungen zu beantragen, und ebenso zu jung, zu wenig ambitioniert oder in der falschen Familie geboren um "wirklich reich" zu sein; sie gehören zu dieser benachteiligten aller Gruppen, dem "ausgepressten Mittelstand" (Kap. III). Woher kommt er, dieser Zorn, warum dieses Gefühl, die Milchkuh der Nation, der ehrliche Dumme im Umzug, der geschröpfte Idiot im eigenen Lande zu sein? Es fehlt ihnen die Geborgenheit, das selbstverständliche Dazugehören, die Haltung des "Steuern zahlt man, weil man anständig ist", die in der Schweiz aus dem sozialen Frieden in den letzten sechzig Jahren einen sozialen Friedhof gemacht haben. Sie fühlen sich ungebunden, frei, global, dynamisch, leistungsorientiert, und wollen ihre Steuern optimieren. Sie fühlen sich eingeeignet, überreglementiert, am Gängelband des Versorgungsstaates.

Es ist doch eigentlich ein gutes Zeichen, wenn uns Altersvorsorge und Gesundheit immer wichtiger werden. Es ist nur fair, wenn die Schweiz den Bauarbeitern, die sie aufgebaut haben, die kaputten Rücken bezahlt. Die Schweiz ist, und bleibt in absehbarer Zukunft, unermesslich reich, so reich, dass wir jedem der 330 Schweizer Tabakpflanzer 5000.- im Monat zahlen können, damit sie weiter Fülltabak produzieren, den die Industrie zu Preisen kaufen muss, die drei bis fünf Mal über denen für die feinsten brasilianischen Sorten liegen. Nicht die Diagnose ist besorgniserregend, sondern der alarmistische Ton, in dem sie vorgetragen wird. Der grosse Umbau des Systems ist nicht seiner Missstände wegen angesagt, sondern weil es den Leuten unerträglich wird, weil sie sich damit nicht mehr identifizieren können, weil sie zu rational, und damit zu egoistisch geworden sind. Solidarität kann nicht mehr erwartet, sondern muss nun geschaffen, eingefordert werden. Auch und gerade von Markus Schneider.

Zur Solidarität gehört es, zwischen Anreiz zu Leistung und Anreiz zu Lohnerhöhungen zu unterscheiden. Nur sehr wenige Leute sind in einer Situation, in denen Mehrarbeit automatisch zu mehr Lohn führt. Wäre es ihm ums Geld gegangen, wäre Markus Schneider wohl nicht Journalist geworden.

Zur Solidarität gehört es auch, nicht nur ein einfaches und effizientes, sondern auch ein gerechtes Besteuerungssystem zu fordern. Ein gerechtes Steuersystem ist nicht prozentual, sondern progressiv. Es sichert am einen Ende die Würde, und den Fortbestand, der Menschen, gleicht natürliche Ungerechtigkeiten aus und verhilft allen zu einem Leben, das diesen Namen verdient. Am anderen Ende reguliert es Übertreibungen, verhindert Exzesse und schöpft den Mehrwert ab, den ein ungerechter Markt für wenige und auf Kosten vieler generiert. Es gibt ihn, den gerechten Lohn, und er liegt zwischen 2000.- und 50000.- im Monat.

Zur Solidarität gehört es schliesslich, für seine Empörung die richtigen Ziele zu finden. Nicht 'Frührentner', 'Sozialtouristen' und 'Scheininvaliden' sind unser Problem, sondern die, die mit dem Finger auf sie zeigen. Ihnen gilt es klarzumachen, dass wir nur mit solchen unter uns wollen, die bereit sind, zur Umverteilung beizutragen, die für unser Zusammenleben notwendig und gerecht ist: für jeden nach seinen Bedürfnissen, von jedem nach seinen Möglichkeiten.